

die Frage der Woche

Soll man beim Fegen auf der
gekehrten oder der zu
kehrenden Seite stehen?



letzte Fragen

Warum bekommt Pinocchio beim Lügen eine lange Nase und keine kurzen Beine? (13. 7.)

Kraft meines Namens und meiner Körperlänge von 1,96 Metern bin ich geradezu prädestiniert für die Beantwortung dieser Frage: Mit Sicherheit hatte auch Pinocchio früher einmal lange Beine, diese aber wurden infolge häufigen Lügens immer kürzer. Das führte dazu, dass ein anderes Körperteil verräterisch für das Lügen wurde. Warum die Nase? Deshalb. Wenn wir ein Kind fragen: „Hast du den Goldhamster ins Gefrierfach gesteckt?“, und das Kind antwortet: „Nein“, dann wird es bei einer Lüge sein Haupt etwas nach vorne neigen. Aus dieser Perspektive erscheint seine Nase leicht länger. Das war die Vorlage für Pinocchio.

Claus Langbein, Kornwestheim

Pinocchio will ein richtiger (Menschen-)Junge werden und imitiert menschliches Verhalten. Menschen, wenn sie nicht skrupellos sind, werden beim Lügen rot. Das Blut steigt in die Gesichtshaut, nicht jedoch in die Beine. Pinocchio besteht jedoch (noch) nicht aus Fleisch, sondern aus Holz. Daher steigt nicht Blut, sondern Harz in die Kopfgregion. Dieses ist dicker und kann daher nicht in die feinen Kapillaren der Gesichtshaut gepresst werden. In der Nase ist dafür mehr Platz, daher dehnt sich diese auf Grund des Harzanstur-

mes stärker aus: Sie wächst! Außerdem würden sonst sexistische Karrikaturen („Jetzt lüg, Pinocchio!“) kaum Wirkung erzielen. (An der Nase eines Mannes ...)

Holger Greilach, Hannover

Lügen haben kurze Beine, nicht Lügner! Oder: Bekanntlich ist das Umgehen der Wahrheit für den Organismus mit einem erhöhten Energieaufwand verbunden. Daraus ergibt sich ein erhöhter Sauerstoffbedarf, der wiederum größere Nasenlöcher erforderlich macht. (Eine ähnliche Entwicklung ist im modernen Hochleistungssport mit der Verwendung von Nasenpflastern zur Vergrößerung der Nasenöffnung zu beobachten.)

Claudia Kabel, Berlin

Da Lügen mit ihren kurzen Beinen nicht sehr weit kommen. Und wenn doch, sehen sie zumindest recht komisch aus, wie sie so dahindackeln. Also hat sich Pinocchios Schöpfer kurzerhand entschieden, seine libidinösen Fantasien in der Physiognomie seines Protagonisten auszudrücken.

Michael Steigele, Obertshausen

Ab wann spricht man nicht mehr von einem Unglück, sondern von einer Katastrophe? (13. 7.)

Ein Unglück ist es, dass man Arbeitslose duckt, diskriminiert, psychisch kaputt macht. Eine Katastrophe ist es, dass

Sabulowski, Hagen

auch die taz sauteure, undemokratische Beamtenprivilegien nicht anprangert, wie etwa die Zweiklassenmedizin, in der Ärzte eine höhere Punktzahl für Beamte abrechnen dürfen und das den Staat jährlich acht Milliarden kostet.

Klaus Türk, Braunschweig

Schröders Wahl zum Kanzler war ein Unglück, seine Abwahl wird eine Katastrophe.

unbekannt

a) Hamburger Wetter, b) Fahrkartenkontrolle in der U-Bahn am Ende des Monats, c) ein Bier für drei Euro.

Janne Harnischfeger, Hamburg

Je fetter die Schlagzeilen, desto eher die Katastrophe. Oder: Je größer das Unglück, desto kata die Strophe.

Claudia Kabel, Berlin

Wenn die taz in Ostwestfalen nicht mehr frühmorgens durch den Trägerdienst des erzkonservativen Westfalen-Blatts, sondern erst später am Tag von der Deutschen Post AG zugestellt würde, das wäre ein Unglück. Wenn die taz gar nicht mehr käme, weil es sie nicht mehr gäbe, das wäre eine Katastrophe.

[Anm. der Redaktion: Dieser Brief kommt einer Sensation gleich: die ersten milden Worte, die Uwe T. für das Westfalen-Blatt findet!]

Uwe Türnermann, Lemgo

noch eine Frage

Dürfen Uniformfetischisten in
Uniformberufen arbeiten?

Helmut Kahn, Lübeck



Das Straßenbild

Die Reklamerezension.
Heute: Tschö Lutz!

Die Werbeleute hatten bei der Gestaltung dieses Plakats wohl nicht ihren kreativsten Tag. Ein schwarzer Balken prangt in der Mitte, einige rote Farbtupfer verlieren sich in der Fläche. Aber es kommt wohl auch mehr auf den Text an. Der allerdings macht das Layout vergessen. Tolle Formulierungen, die Lust machen, endlich mal wieder einen Brief zu schreiben: „Tschö WM!“ „Hallo Liebling!“ Soll heißen, wenn das eine geht, kommt eben was anderes. Ein jegliches hat seine Zeit, wusste schon die Bibel (Salomo 3, 1-8). Nach der Fußballweltmeisterschaft widmen wir uns wieder dem Zweitliebsten: unserem Liebling. Dachte sich die Post. Und tun nebenbei noch was für Deutschland, wenn wir nämlich die ordentlich frankierten Briefe in den Briefkasten einwerfen.

Der große Wurf aber ist erst einmal dem Texter bei der Anrede gelungen: „Lieber Hase!“ Alle Hasen und alle, die noch Hase werden wollen, fühlen sich da sofort angesprochen. Und all diejenigen, die Hasen hassen, ärgern sich und sind auch angesprochen. Ein wunderbarer Schachzug. Nur die Schrift sollte etwas größer sein. Dann könnten auch sechswache und ellige Zeitgenossen diese Worte sofort lesen. In dem



Abschied ist ein bisschen wie Sterben, mein Hase FOTO: REINHARD KRAUSE

kleinen Kasten links (leider auch nicht gut lesbar) werden wir aufgefordert, selbst einen Hasenbrief zu schreiben. Vermutlich nicht nur einen, sondern viele Hasenbriefe. Wenn wir in Sachen

Gefühl Weltmeister werden wollen, müssen wir mehr als ein Spiel für uns entscheiden. Bei allem Respekt, auch der Brief vom herzigem Lutz ist noch nicht weltmeisterlich. Aber aller An-

fang ist schwer. Und wie drückte es Sportreporter Werner Hansch so treffend aus: „Was Sie hier sehen, ist möglicherweise die Antizipation für das, was später kommt.“ ANGELIKA FRIEDL

Prozedere



taz-LeserInnen stellen ihre brennendsten Fragen – taz-LeserInnen beantworten sie. Jede Woche auf dieser Seite. Fragen wie Antworten sollten kurz und gut verständlich sein. Auch der Fragebogen „Hund oder Katze“ steht den taz-LeserInnen offen. Die Redaktion behält sich

Auswahl und Kürzungen der Beiträge vor. Schicken, faxen oder e-mailen Sie uns und geben Sie bitte die Frage an, auf die Sie antworten. Und nennen Sie bitte Ihren vollen Namen und Wohnort. Senden Sie uns bitte keine Fotos, wir melden uns bei Ihnen, wenn

wir Ihren Beitrag für „Hund oder Katze?“ drucken wollen.

taz, die tageszeitung, Redaktion Letzte Fragen, Kochstraße 18, 10969 Berlin Fax: (0 30) 25 90 26 54; E-Mail: fragen@taz.de

„Wie wollen Sie leben?“,
fragte die taz auf ihrem Kongress.
Nun wollen wir wissen:



Hund oder Katze

Name: Ali Mohacsi Geburtsort: Bönningheim
Geburtsdatum: 30.07.1964 Beruf: Sängerin, Mutter

1. Eine Sache, die sie gerne putzen: Solche, die sauber werden.
2. Etwas, was Ihnen dringend noch fehlt: 2 CV.
3. Hund oder Katze? Vogel.
4. Sind sie Mitglied in einem Verein? Rosenzüchter.
5. Meine Rente ... die Hand vor dem Mund.
6. Welches war der schlimmste Job, den Sie angenommen haben? Pokale gravieren.
7. Ein Müll, den Sie trennen? Haben und sein.
8. Etwas, das Sie geerbt haben: Einen Türgriff.
9. Das Letzte, was Sie taten: Töten.
10. Etwas, was Ihnen an Religion gefällt: Kirchenfenster.
11. Mit wie viel Geld kämen Sie aus? Mit wenig.
12. Mama oder Papa? Es gab immer nur M & P.
13. Ein Künstler, der Sie aufregt? Ich.
14. Zahlen Sie Kirchensteuer? Nein.
15. Jemand sehr kompetentes? Karl Mohacsi, mein Vater.
16. Etwas, das Sie sammeln? Fotos, Ideen, Melodien.
17. Können Sie Freundschaften beenden? Sie beenden sich selbst.
18. Haben Sie mal 'nen Euro: Ja, ich dreh ihn täglich um.
19. Eine schöne Tradition: Den Maibaum aufstellen.
20. Welchen Alkohol mögen Sie am wenigsten? Den Atem meines Gegenübers.
21. Wann gehen Sie ins Bett? Wenn der Akku leer ist.
22. Auf welchen Luxus möchten Sie nie verzichten? Den kleinen zwischendurch.
23. Haben Sie einen Raum für sich allein? Ja, das Lehmzimmer.
24. Machen Sie mit jemandem gemeinsame Kasse? Allerdings.
25. Welches war der beste Job, den Sie ausgeschlagen haben? Nena-Double in den achtziger Jahren.
26. Wann haben Sie das letzte Mal die Polizei gerufen? Als meine Tochter überfallen wurde.

nachtrag

Bloß nicht diskutieren?

Selbstverständlich gibt es sie noch: Tabus, an denen nicht gerührt wird; bei denen selbst ein aufklärerisch bestimmtes Streben nach Erkenntnisgewinn heftige Reaktionen und Abwehr hervorruft. An ein solches Tabu rührte unsere Autorin Cornelia Kurth, als sie im taz.mag vom 6. Juli unter dem Titel „Mein lieber Junge“ nicht nur über ein Gespräch mit einem pädophil empfindenden älteren Mann schrieb, sondern auch ihre langsam schwindenden inneren Widerstände hierbe protokollierte. Ein Schritt über eine unsichtbare Grenze, wie Leser Christian P. Oehmichen, Student der Ethnologie, findet: „Wo – und das wird jeder Kritiker Frau Kurth fragen – soll das hinführen, wenn wir es uns erlauben, solche Gedanken zu äußern? Nun, wenn die Triebkraft Sexualität als solche die Überschreitung und das In-Frage-Stellen von gesellschaftlichen Tabus mit einer derartigen Brisanz legitimiert, so muss dann in logischer Konsequenz auch jedwede andere menschliche Triebkraft einen Tabubruch in einem anderen Zusammenhang legitimieren dürfen. Ergo, um konkret zu werden, könnten wir dann auch das Verbot der Tötung abschaffen! Ich halte es immer noch für möglich, dass dieser Artikel lediglich als Provokation zu einem Diskurs verstanden werden kann. Ich befürchte aber ganz pessimistisch, dass er sehr wohl ernst gemeint ist.“ Wir finden: Je ernster ein Diskurs geführt wird, desto besser!